

**ANTONIA MERZ
EIN PAAR,
EIN TANDEM
UND 15.000 KM
NACH
INDONESIEN**



GOLDMANN

Buch

Antonia und Daniel kündigen ihre Jobs, um bei alten Freunden in Indonesien eine Pizza zu essen – ohne dafür zu fliegen. Auf dem Tandem reisen sie über den Balkan, die Türkei, Georgien, Aserbaidschan, den Iran, fast alle Stan-Länder, China und Südostasien. Was sie erwartet? Eine Welt, die sich ihnen öffnet. Mit all ihren Reizen, ihren Wundern und Begegnungen. Und all ihren Härten, Ungerechtigkeiten und Strapazen.

Was macht es mit zwei Menschen, die glauben, einander zu lieben, stundenlang denselben Rhythmus zu treten? Und dabei so exponiert zu sein, wie nur möglich. Auf einem Tandem, für jeden sicht- und berührbar, nie für sich allein. Antonia nimmt uns mit auf die Reise. In ihrem eigenen Kopf. Wir dürfen teilhaben – an den widersprüchlichen Gefühlen, den Herausforderungen, aber vor allem an all dem Glück, das uns berührt.

Autorin

Antonia Merz, geboren 1985, hat die Welt bereist – auch mit dem Flugzeug –, bis ihr Studium der Nachhaltigkeit und die Arbeit in einer NGO sie unter anderem das Fliegen aufgeben hat lassen. Reisen finden jetzt per Tandem oder Zug statt, meist von Basel in der Schweiz aus, wo sie lebt und arbeitet. Antonia bloggt auf wanderwonder.de.

ANTONIA MERZ

**EIN PAAR,
EIN TANDEM
UND 15.000 KM
NACH
INDONESIEN**

**Was wir auf
unserer Reise
durch 22 Länder
über uns und
die Welt erfahren
haben**

GOLDMANN

Alle Ratschläge in diesem Buch wurden vom Autor und vom Verlag sorgfältig erwogen und geprüft. Eine Garantie kann dennoch nicht übernommen werden. Eine Haftung des Autors beziehungsweise des Verlags und seiner Beauftragten für Personen-, Sach- und Vermögensschäden ist daher ausgeschlossen.

Wir haben uns bemüht, alle Rechteinhaber ausfindig zu machen, verlagsüblich zu nennen und zu honorieren. Sollte uns dies im Einzelfall aufgrund der schlechten Quellenlage bedauerlicherweise einmal nicht möglich gewesen sein, werden wir begründete Ansprüche selbstverständlich erfüllen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe März 2023

Copyright © 2023: Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlag: Uno Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Antonia und Daniel auf dem Tandem: © Alfian Riyadi

Alle weiteren Bilder © Antonia Merz

Redaktion: Nina Schnackenbeck

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

GS · IH

ISBN 978-3-442-17963-3

www.goldmann-verlag.de

INHALT

1	Good Night, Baby	11
2	Europa im Zeitraffer	20
3	Vor dem Aus	31
4	Leidenschaft	39
5	Geerdet	46
6	Ganz nah dran	54
7	Inspiration	59
8	(Über-)Leben in der Islamischen Republik	69
9	Eine Frage der Eh(r)e?	77
10	Von der Anstrengung, eine Frau zu sein	83
11	Was nicht dem Koran entspricht, gibt es nicht	92
12	Süße Unbefangenheit	95
13	Zettelwirtschaft	103
14	Bis hierhin und nicht weiter	106
15	Wer hat hier die Hosen an?	113
16	Liebe	118
17	Grenze und Grazie	124

18	Wille	133
19	Menschlichkeit	143
20	Servus, schon satt?	152
21	Es werde Licht	162
22	Bröckelnder Pamir	170
23	Reifezeit	178
24	(Keine) Goldige(n) Zeiten	186
25	Freundschaft	192
26	Einfaches Glück	199
27	Geborgenheit	203
28	Die Pferde im Dorf lassen	208
29	Starke Frau, weites Land	214
30	Satt	219
31	Verwöhnprogramm und Vorurteile	225
32	Hanmonie?	228
33	Trennung auf Zeit	234
34	Tagträume	239
35	Heimwe(h)g	244
36	Das Leben dahinter	249
37	Der innere Welpe	256
38	Trostlosigkeit	259
39	Mein eigenes Bett	265

40 In der Schweiz Asiens	272
41 Ohne Tandem?	275
42 Knietief in der Scheiße	279
43 Finito	290
44 Angekommen?	295
45 Leere	299
46 Heimat	308
47 Was bleibt?	311
48 Epilog	314

Danke, Daniel.



1 GOOD NIGHT, BABY

Ich schlage die Augen auf und blicke in totale Dunkelheit. Ich bekomme kaum Luft. Es ist heiß. Ich spüre die feuchten Stellen auf meinem Rücken. Ein Geräusch lässt mich erstarren. Ich kann nicht sagen, was es ist, und lausche angestrengt. Vielleicht kommt es wieder.

Erst jetzt nehme ich die anderen Geräusche wahr. Als wäre ich aus der Stille des Wassers aufgetaucht. Mit einem Schlag sind alle meine Sinne hellwach. Meine Augen starren weit aufgerissen in tiefe Dunkelheit. Daniel atmet gleichmäßig neben mir. Der Schlafsack, der an mir klebt, raschelt bei der kleinsten Bewegung. Ich versuche, meine schnelle Atmung in den Griff zu bekommen. Mich überkommt die Ahnung, dass etwas nicht in Ordnung ist. Mein frisch erwachtes Selbst ist in Alarmbereitschaft und lauscht – da ist es wieder! Ein glucksender, röhrender Laut, der durch die verwundbare Zeltwand dringt. Zu groß für einen Frosch, zu tierisch für einen Menschen, zu grotesk für ein gesundes Tier. Ein Hirsch würde nicht auf sich aufmerksam machen, sondern still hoffen, dass das seltsame rote Ding, das aussieht wie ein großer Stein und so komisch riecht, ihn noch nicht entdeckt hat. Also muss es ein Raubtier sein. Etwas, das scharfe Zähne hat. Ich denke an den Hirten in Georgien, der uns von den Bären er-

zählt hat. Aber in einem anderen Tal. Wir sind erst heute nach Aserbaidshan eingereist und direkt in diese abgelegene Gegend gefahren. Wir konnten noch mit niemandem über wilde Tiere reden. Ob sich Bären hier auch wohlfühlen?

Wir sind mitten im Nichts und schutzlos. Seit acht Uhr abends ist kein Auto mehr auf der nahen Schotterpiste gefahren, ich kenne keine Notrufnummer, und die nächsten Nachbarn wohnen sicher zwei Kilometer entfernt. Ich zwingen mich wieder, meine Atmung zu kontrollieren, ziehe meinen Arm aus dem Schlafsack und stupse Daniel an. Der ist sofort hellwach und setzt sich auf. Da ist es wieder.

»Was ist das?«

»Keine Ahnung.«

Ist es nur eines oder sind es mehrere? Ich verfluche die Tatsache, dass uns gerade heute das Pfefferspray verloren gegangen ist.

Wieder ein Röhren. Ich setze mich ebenfalls auf und wir besprechen flüsternd, was wir tun sollen. Das Messer ist in der gelben Tasche und die ist am Tandem, unerreichbar für uns. Daniel hat einen großen Ast zwischen Innen- und Außenplane des Zelts bereitgelegt. Für den Fall, dass das Rudel Straßenhunde, das uns am Tag begegnet ist, nachts auf die Idee kommen sollte, uns einen Besuch abzustatten.

»Ich geh raus.« Ich stelle mir vor, wie er die Außenplane des Zelts öffnet und ein vor Tollwut schäumender Straßenköter ihn anfletscht. Wenn es mehrere sind, haben wir schlechte Karten. Daniel setzt die Stirnlampe auf, knipst sie an und öffnet langsam den Reißverschluss des Zelts, während er den Holzknüppel umfasst.

Ein kühler Schwall Luft lässt mich erschauern. Sein Rücken versperrt mir die Sicht nach draußen, aber direkt vor dem Zelt

scheint das Vieh nicht zu sitzen. Ich kauere hellwach und angespannt hinter ihm.

»Und? Und?« Mein ganzer Körper ist im Fluchtmodus. Gänsehaut überzieht die feuchten Stellen und jeder meiner Muskeln ist angespannt. Daniel zwingt sich aus dem Zelt und richtet sich auf. Ich schiebe meinen Kopf vorsichtig durch die frei gewordene Öffnung. Daniel leuchtet in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen ist. Wir blicken in zwei reflektierende Augen, ungefähr sechs Meter vom Zelt entfernt! Einen Moment verharren wir still. Dann schlägt Daniel mit dem Stock hart auf den Boden. Das Etwas macht sich davon.

»Was war das?« Ungefähr so groß wie ein großer Fuchs oder ein kleines Reh. Und definitiv etwas mit scharfen Zähnen.

Ein Gefühl von großer Zuneigung für Daniel überkommt mich und die Anspannung löst sich teilweise. Ich schäle mich aus meinem viel zu warmen Hochtourenschlafsack und sauge die kühle Nachtluft, die weiter durch die offene Zelttür hereindringt, ein. Wir legen uns wieder hin und versuchen, die Anspannung abzuschütteln. Es wird eine unruhige Nacht.

* * *

Als ich das nächste Mal die Augen aufschlage, blicke ich in die golden erhellte Kuppel des Zelts. Die Nacht ist überstanden. Ich muss grinsen. Denn die Geschichte ist so alt wie die Menschheit: Dunkelheit ist uns unheimlich und lässt so manches größer erscheinen als es ist. Die totale Dunkelheit ist ungewohnt, man muss sich mehr auf seine anderen Sinne verlassen. Nachts (in einem Zelt) kommt einem jedes Geräusch lauter vor. Man hat Angst. Angst, verletzt oder gar getötet zu werden. Es ist ein ungewohntes

Gefühl für uns behütete Mitteleuropäer, die wir sonst in unseren massiven Häusern und weichen Betten nächtigen. Meist umgeben von Nachbarn und einem Telefonanschluss in der Nähe, mit dem man leicht Hilfe holen kann. Nie fällt es mir leichter, realistische Worst-Case-Szenarien zu entwickeln, als nachts, in völliger Dunkelheit in einem Zelt, nur durch eine dünne Nylonschicht getrennt von dem Draußen. Die Angst grätscht sofort in meine rationalen Überlegungen. Diese Angst ist eigentlich unser Freund. Sie soll uns schützen, sie warnt und weckt uns, wenn etwas nicht planmäßig verläuft, und gibt uns die Kraft, körperlich über uns hinauszuwachsen, wenn es nötig ist.

Ich muss an die letzte Nacht denken, die ich vor mehr als drei Monaten in meinem eigenen Bett verbracht habe. Die war auch etwas unruhig. Aber anders.

* * *

Ich höre Daniel neben mir tief und gleichmäßig atmen. Meine Sinne sind hellwach. Ich bleibe still liegen und versuche die Zeit auszudehnen. Dies sind die letzten Stunden, die ich in dieser Wohnung verbringen werde. Zumindest für die nächsten Monate.

Ein Jahr davor. Wir sitzen an einem Sonntagmorgen beim gemütlichen Frühstück nebenan im Wohnzimmer, als Daniel zum wiederholten Mal das Thema »Nach Indonesien fliegen« auf den Tisch bringt.

»Ich will den Ort sehen, an dem du ein Jahr lang gelebt hast.« Das war, bevor wir uns kennengelernt haben und bevor ich beschlossen habe, keine Langstreckenflüge mehr zu buchen. So wie ich mir andere kleine und größere Aufgaben stelle, um herauszufinden, ob es wirklich so schwer ist, einen für Mutter Erde ver-

träglichen Lebensstil zu führen. Das Ganze ist ein Prozess, der bis zu diesem Zeitpunkt ungefähr bereits sieben Jahre andauert. Ich arbeite für eine Umweltschutzorganisation und das Wissen, das ich über den Zustand unserer Erde angesammelt habe, lässt mir keine andere Wahl: Fliegen fällt aus. Daniel kennt das Spiel schon. Schließlich haben wir die letzten sechs Jahre miteinander verbracht. Na ja, mehr oder minder. Zuerst war ich nämlich noch in Hamburg und habe Praktika und meinen Nachhaltigkeits-Master gemacht, während er seinen Master in Informatik abgeschlossen und den ersten Job begonnen hat. Erst drei Jahre später sind wir dann zusammen in diese Wohnung gezogen und konnten ausprobieren, ob wir uns auch noch lieben, wenn wir am selben Ort leben.

Hat ganz gut funktioniert. Trotzdem lässt Daniel die Idee, nach Indonesien zu reisen, nicht los. An diesem Morgen ist er irgendwie hartnäckiger.

»Dann lass uns hinlaufen, wenn du nicht fliegen willst.« Ich stelle mir kurz vor, einen riesigen Rucksack durch die Welt zu schleppen, und spüre es in meinem unteren Rücken ziepen.

»In den Bergen wandern – mega! Aber durch die Welt pilgern zu Fuß? Nein, danke.« Wir lachen über die Idee, werden aber still, als uns der naheliegende Gedanke kommt, den Daniel zuerst ausspricht:

»Radeln?« Daniel ist begeisterter Radsportler, mit Team, Trikot, Wettkämpfen und rasierten Waden. Und ich finde es auch ganz nett, mir den Fahrtwind bei einer leicht abschussigen Fahrt ins Gesicht wehen zu lassen. Aber ...

»... dann muss es ein Tandem sein! Ich schnaufe dir doch nicht hinterher, während du locker flockig über die Berge ziehst!« Ich will nicht immer das Gefühl haben, dass er auf mich warten muss. Auch wenn Daniel mir das nie vorwerfen würde.

Daniel fährt so routiniert Rad wie er atmet. Ich hingegen bin schon am Rande des Wahnsinns, wenn wir zusammen Rennrad fahren und ich gleichzeitig lenken und daran denken muss, die Schuhe aus den Pedalen auszuklicken, wenn ich anhalte.

Wir nehmen betreten einen Schluck aus unseren Kaffeetassen und blicken uns fragend an.

»Echt jetzt?« Ich denke darüber nach, was wir uns in Konstanz alles aufgebaut haben, all die Beziehungen zu lieben Menschen, die engen Kontakte. Ich denke an meinen Job bei *Filme für die Erde* in der Schweiz, den ich liebe, und an das Team. So was ist nicht leicht zu finden. Und ich denke an meine Mami. Die mich schon wieder für ein Jahr gehen lassen müsste. Aber na ja, wir haben das schon zweimal geübt. Einmal direkt nach dem Abi, als ich meine Koffer für acht Monate Brasilien packte, und eben für Indonesien.

»Echt jetzt!« Wir stoßen mit unseren Kaffeetassen an und versprechen einander, dass wir das machen werden.

»Dann schau ich gleich mal, wie eine mögliche Route aussehen könnte.«

»Lass uns Nana und Matze besuchen. Wir brauchen eh viele Kohlenhydrate nach so einem Ritt und die machen die beste Pizza in Yogyakarta.« Matze kenne ich vom Indonesischstudium, mittlerweile ist er als ausgebildeter Koch in die Pizzeria seiner indonesischen Frau Nana eingestiegen.

Ich hebe den Zeigefinger, um die wichtigste Bedingung noch einmal zu unterstreichen:

»Und es wird nicht geflogen! Nicht zwischendrin und nicht auf dem Rückweg!« Daniel nickt ergeben.

Stunden später präsentiert er mir eine mögliche Route:

»Über den Balkan in die Türkei, von dort durch den Iran und ein paar der Stan-Länder, über China, Myanmar, Thailand, Malaysia und Singapur bis nach Indonesien, was meinst du?« Mir gefällt die blaue Linie, die sich um die halbe Weltkarte spannt.

»Wie viele Kilometer sind das?«

»Ungefähr 15 000. Aber du weißt, wie das läuft. Hier sind viele Straßen mit eingeplant, die wir am Ende nicht fahren können oder wollen. Deswegen können das auch locker 20 000 Kilometer werden.« Ich schaue ihn erschrocken an.

»Ach, das ist ungefähr das, was ich im Jahr mit dem Rennrad fahre.« Daniel radelt im Schnitt drei Stunden pro Tag, überschlage ich. Das kann ich auch – wenn ich den ganzen Tag Zeit habe.

»Mmmh, klingt machbar. Und was ist mit dem Winter? Kommen wir um den rum?« Ich denke an diverse schlaflose Nächte in den eiskalten Bergen und mein Frostbeulenalarm schlägt sofort an.

»Hab ich natürlich dran gedacht. Ich denke, wenn wir im April losfahren, könnten wir den Herbst in Zentralasien erwischen und müssten auch auf dem ersten Drittel unserer Reise nicht so sehr frieren.« Klingt gut in meinen Ohren.

»Also kündigen wir spätestens zum Jahresende unsere Jobs. Die Wohnung? Zwischenmiete?« Daniel nickt.

In den nächsten Tagen beginnen wir unseren Freunden und Familien von unserem verwegenen Plan zu erzählen. Irgendwie merken sie gleich, dass es uns ernst ist, und während wir uns selbst immer wieder zuhören, kommt uns die Idee tatsächlich immer weniger abwegig vor. Wir klären mehr und mehr Details. Die Liste der Fragen zur Ausrüstung ist lang. Auf einem Tandem haben wir nur so viel Platz für Gepäck wie ein einzelner Radler. Wir sind

aber zu zweit, und ich bin eine Frostbeule. Also müssen wir pragmatisch entscheiden, welcher Schlafsack dick genug ist, um mich vor der Kälte zu schützen, die uns im Hochgebirge erwartet, aber nicht zu voluminös für den täglichen Transport auf dem Tandem. Auch unsere Kleidung muss auf ein Minimum beschränkt werden. Und irgendwann sehe ich endlich ein, dass ich meinen Föhn zu Hause lassen muss.

Dann wäre da noch das Bürokratische. Gilt es als triftiger Grund, mit einem Rad die halbe Welt bereisen zu wollen, um einen zweiten Reisepass beantragen zu können? Den einen werden wir brauchen, um weiterreisen zu können, während der andere bei einer Botschaft liegt und ein Visum für ein nächstes Land bekommt. Eine Auslandsrankenversicherung wollen wir auf jeden Fall, aber welche ist die beste? Für welche Länder benötigen wir ein Visum und wie lange braucht es, das zu beantragen? Unser Wohnzimmer wird zur Reisezentrale, und es gibt eine Menge To-do-Listen, die wir erstellen, pflegen und sogar abarbeiten müssen.

Irgendwann merken wir allerdings, dass man nicht alles planen kann, und dass es auch wichtig ist, die Momente *vor* der Reise bewusst zu erleben. Ich finde für mich die Metapher des Zwischendecks: das Gefühl, sich auf dem Zwischendeck zu befinden, also nicht mehr ganz im Maschinenraum des normalen Alltags, bei dem die Prioritäten klar gesteckt sind und der Fokus klar ist, aber auch noch nicht ganz auf der Sonnenterrasse, auf der Überraschungen und Abenteuer warten und die nächsten Schritte nur von *meinen* Entscheidungen abhängen. Ich habe schon bei früheren Reisen gelernt: Es kommt immer – genau – anders als man denkt. Sowieso.

Ich nehme mir also vor, im Moment und den Tag von vorn nach hinten zu leben. So kann ich allem die nötige Aufmerksamkeit

schenken und verpasse nicht das, was gerade noch passiert, weil ich in Gedanken bereits einen Pass hochkeuche. Und genau ab da beginne ich tatsächlich, mich zu entspannen und dem Neuen einfach hinzugeben.

Auch jetzt, wo ich hier so in unserem Bett liege, mache ich mir bewusst: Es gibt nichts mehr zu tun. In wenigen Stunden werden wir aufstehen, unsere Radtaschen fertig packen und mit unseren Freunden die ersten 40 Kilometer der geplanten Tour anfahren. Was danach kommt, weiß niemand. Aber in der Hülle der Nacht bin ich auf einmal tief davon überzeugt, dass dies der richtige Schritt ist. Und ich bin fest entschlossen, diesen Traum Wirklichkeit werden zu lassen. Tritt für Tritt.

So entscheide ich, die Zeit weiterlaufen zu lassen und mich dem Leben anzuvertrauen, auch wenn nichts sicher ist und ich die Verletzlichkeit meines Seins gerade sehr bewusst spüre. Ich berühre Daniels Arm und spüre seine Wärme. Sie trägt mich zurück in den Schlaf. Als ich die Augen wieder öffne, beginnt unser Abenteuer.



2 EUROPA IM ZEITRAFFER

IN ÖSTERREICH

Der Parkplatz eines Supermarktes irgendwo in Österreich. Wir sind bereits zwei Wochen unterwegs. Morgen ist Ostern. Wir sitzen neben dem Tandem und knabbern an einem Schokoriegel. Die beiden Radler, die neben uns geparkt haben, kommen gerade aus dem Laden. Sie sind Mitte 50 und haben unser Tandem vorher schon interessiert begutachtet, uns aber nicht angesprochen. Da fasst sich der Mann ein Herz und spricht uns an.

»Servus, wo soll's denn hingehen?«

»Nach Indonesien.« Das will er genauer wissen. Wir zeigen ihm die geplante Route auf unserer in der Lenkertasche versteauten Weltkarte.

»Und wie läuft das mit der Navigation?«

»Halt immer gen Osten.« Er nickt beeindruckt. Er hätte uns auch einfach einen Vogel zeigen können.

»Von Deutschland nach Indonesien mit dem Rad? Das weiß doch keiner, ob das funktioniert.«

»Stimmt, aber wir werden es versuchen.«

IN SERBIEN

Mieses Regenwetter. So schlechtes Wetter hatten wir seit Beginn unserer Reise vor drei Wochen noch nie. Nicht in Slowenien, nicht in Kroatien, aber hier in Serbien erwischt uns der April. Voll.

Wir freuen uns bereits den ganzen Tag auf eine warme Stube und darauf, unsere Regenjackenkapuzen endlich abnehmen zu können. Meine Ohren fühlen sich darunter an wie eingesperrt. Das führt wiederum dazu, dass sie denken, wir seien drinnen, während meine Augen und mein Gesicht meinem Hirn jedoch melden, dass wir draußen sind. Weil nämlich der kalte Regen direkt in mein Gesicht klatscht. Das ist verwirrend, um nicht zu sagen nervtötend. Trotzdem hat es irgendwie etwas Heimeliges, die endlosen Alleen im Regen entlangzufahren. Die noch brachliegenden Felder, die Kühlen, in denen sich Pfützen bilden, der raue Wind. Man spürt, dass man lebt.

Wir erreichen eine Kleinstadt und halten direkt auf ein Hotel zu. Es erinnert mich an eines der Gasthäuser im Schwarzwald, die in den 70ern höllisch chic waren und jetzt trist vor sich hingammelnd. Der Putz blättert überall ab, manche Fenster sind zugenagelt, und in den anderen verhindern dicke, weiße Rüscheenvorhänge den Blick nach innen. Ich steige trotzdem vom Rad und versuche, die Türklinke nach unten zu drücken. Ich erschrecke ein wenig, als die Tür tatsächlich nachgibt. Ich rufe zweimal »Halloooooo?« in den dunklen Flur dahinter, dann verlässt mich der Mut und ich trete den Rückzug an. Daniel googelt nach der Touristeninfo und tatsächlich – im Stadtzentrum soll es eine geben. Der Platz erinnert mich ebenfalls an den Schwarzwald. Denn dort habe ich das letzte Mal eine so hässliche 70er-Jahre-Plattenbauwüste gesehen. Und bei Regenwetter sieht das Ganze noch trostloser aus.

Die drei Damen der Touristeninfo sind sichtlich schockiert,

als wir ihr heimelig warmes Büro betreten. Unsere Schuhe hinterlassen kleine Dreckpfützen auf dem Boden und von unseren Jacken tropft der Regen. Eine der Damen kann tatsächlich Englisch, und sie empfiehlt uns nicht nur ein günstiges Hotel, sondern auch noch ein Restaurant und ein Café. Mit so vielen Vergnügungsmöglichkeiten mitten auf dem Land haben wir gar nicht gerechnet. So starten wir positiv überrascht unsere Runde durch die Etablissements und sind hochofren: Das Hotel ist frisch renoviert und blitzsauber. Trotzdem murrst der Besitzer kein bisschen wegen der Dreckspur, die wir hinter uns herziehen. Das Café ist der Place to be, und wir schlürfen Kaffee, während draußen der Regen gegen die Fensterscheiben prasselt. Es ist ein wohliges Gefühl, inmitten der Einheimischen einen Nachmittag im Café zu verbringen und sich wie im Urlaub zu fühlen. Abends suchen wir das Restaurant, und ich ernte nichts als ein ungläubiges Kopfschütteln, als ich einen Passanten danach frage. Er deutet auf die kyrillischen Schriftzeichen direkt über uns.

»Du stehst direkt davor, Mädchen, kannst du nicht lesen?«, scheint er sagen zu wollen. Ne, kann ich tatsächlich nicht. Für mich sieht diese Schrift aus, als seien alle Buchstaben verdreht. Irgendwie bin ich sogar ein bisschen bockig, weil ich mir denke: *Wie soll ich das denn lesen können?*

Drunten erwartet uns ein uriges Ambiente mit Holzvertäfelung, weißen Tischdecken und einem Kellner mit Fliege. Auf allen anderen Tischen türmen sich die Fleischberge, und ich staune, wie viel Tier in einen Menschen passt. Zwischendurch wird immer mal wieder am Sliwowitz genippt und es sieht einfach herrlich gemütlich aus. Die Platte, die vor uns beiden steht – die heiße Platte mit Gemüse –, ist im Gegensatz dazu reichlich mickrig bestückt, und ich fühle mich ein wenig geizig. Dabei essen wir Gemüse, weil es uns schmeckt und uns zufrieden macht, und nicht, weil wir

uns das Fleisch nicht leisten können. Immer wenn ich selbst wählen kann, nehme ich eben lieber die vegetarische Alternative, um die Ressourcen unseres Planeten nicht noch weiter überzustrapazieren. Ich binde das nicht jedem auf die Nase, ich esse einfach so, und wenn es jemanden interessiert, dann erkläre ich es. Eine lange Geschichte, die ich an diesem Abend sicherlich nicht mehr loswerde, und so lehne ich mich zurück und genieße das dämmrige Licht, die von Essensdüften geschwängerte Luft und meinen kugelrunden Bauch. Echtes Ferienfeeling in Serbien.

IN BULGARIEN

Ich sitze auf einer kleinen Lichtung in der Hocke und mache Pipi. Da bemerke ich etwas aus dem Augenwinkel. Im nächsten Moment klatscht etwas Weiches, Feuchtes gegen mein Knie. Ich springe erschrocken auf und schaue auf eine Kröte, die vor mir im Gras liegt. Ich kann nur ihren Bauch sehen und für einen Moment frage ich mich, ob sie tot ist. Dann kommt langsam wieder Leben in sie. Sie war nur starr vor Schreck. Genau wie ich. Ich ziehe meine Hose hoch. Nie ist man allein.

* * *

Ich liege im Brombeerstrauch, meine linke Pobacke schmerzt ziemlich. Gerade sind wir noch über einen Feldweg geholpert. Im nächsten Moment finde ich mich hier wieder. Daniel steht über mir mit Entsetzen in den Augen.

»Alles okay?«

»Ich glaub schon.«

Ich sehe an mir herunter, und er hebt das Tandem von meinem linken Bein. Dann wirft er es auf die Seite und flucht wie wild. Ich

befreie mich vorsichtig aus den Dornen und schwanke zwischen Schmerz, Wut und Mitgefühl für Daniel.

»Es tut mir leid. Ich hab's versaut! Wir sind gecrashed.« Ich muss unwillkürlich grinsen und erinnere mich an die Anfänge unserer Tandemkarriere. Wie Daniel aufgrund seiner Rennraderfahrung eine viel höhere Trittfrequenz als ich vorlegte, und wie wir üben mussten, uns irgendwo zwischen Wie-wild-Kurbeln (meine Sicht) und Durch-die-Gegend-Eiern (seine Sicht) einzuschwingen. Oder wie ich an jeder Kreuzung einen mittleren Herzkasper erlitt, weil Daniel »schnittig« auf diese zuhielt und bereits über die Kreuzung drüber war, während ich einem entsetzten Autofahrer in die Augen sah, weil ich auf dem hinteren Teil des Tandems immer noch *auf* der Kreuzung »stand«. Oder wie er dank seiner jahrelangen Übung locker zwischen zwei Pfosten hindurchmanövrierte oder auf dem Randstein balancierte, während ich uns schon dabei sah, wie wir mit unseren riesigen Satteltaschen zwischen den Pfosten stecken bleiben und nach vorn absteigen würden, und wie dabei mein Knie auf der Straße zerschellen oder wir vom Randstein kippen würden. Oder wie wir uns selbst beibringen mussten, beim Anfahren nicht zweimal mit dem auf dem Boden stehenden Fuß anzuschubsen, sondern gleichzeitig den eingeklickten Fuß nach unten zu drücken und mit diesem Schwung direkt aufzusteigen. Und natürlich musste ich auch einen Teil meines emanzipierten Mitbestimmungsrechts überdenken und dieses dem Team unterordnen.

Es hat uns ein paar Diskussionen, das Abgleichen von Wahrnehmungen und viel Vertrauen gekostet, um unsere Bewegungen zu synchronisieren. Trotzdem stecken wir eben in zwei verschiedenen Körpern und deshalb geht nicht immer alles ohne Lernerfahrungen vonstatten.

Genau in diesem Moment erleben wir wieder eine solche, und ich entscheide über meinen inneren Tumult. Ich entscheide mich *gegen* die quengelnde Stimme, die Daniel gern die Verantwortung geben würde, und übernehme sie für mich selbst.

»Daniel, wir sind jetzt fast zwei Monate unterwegs. Wenn *ich* uns durch die Gegend lenken würde und es uns in dieser Zeit jede Woche nur *einmal* umgehauen hätte, wären wir schon mindestens achtmal auf der Fresse gelandet. Also hast du uns sieben Mal erspart.« Ich ziehe ihn zu mir her und nehme mir vor, ihm nie das Gefühl zu geben, dass er für mich verantwortlich ist, nur weil er lenkt. Ich habe selbst entschieden, hinten auf dem Tandem zu sitzen. Mit allen Konsequenzen.

* * *

Wir sind in Karabunar, einem Dorf 100 Kilometer hinter der bulgarischen Hauptstadt Sofia. Es ist von Weinreben umgeben. Der lokale Wein wird von älteren Damen an bunten Ständen in Plastikflaschen verkauft. Wir halten an einem davon an, die ältere Dame fragt: »Sofia?« Wir nicken. Dann zeigen wir ihr auf der Karte, dass wir aus Deutschland hergeradelt sind. Sie schlägt die knochigen Hände über dem Kopf zusammen und macht große Augen. Wir zeigen auf den Wein und versuchen mit Händen und Füßen zu erklären, dass wir nur einen halben Liter kaufen wollen, indem wir die Zwei-Liter-Plastikflasche in vier Teile teilen und dann bei einem den Daumen recken. Sie schaut uns verdutzt an. Dann will sie uns mit ernstem Gesicht resolut eine Zwei-Liter-Flasche Wein in die Hand drücken. Wir winken ab und kaspern uns pantomiemend einen vor ihr ab. Wir sind so viel geradelt (mit den Händen kurbeln wir die imaginären Pedale vor unserer Brust), jetzt sind wir müde (Handflächen aufeinander, Wange

drauf und Augen zu), wir können nicht so viel trinken (Kopf in den Nacken, die Flasche ansetzen und dann den Kopf schütteln). Sie bricht in hohes Lachen aus. Wir wissen nicht, ob aufgrund unserer Darbietung oder aufgrund der lächerlichen Weinmenge, die wir verlangen. Sie kriegt sich nicht mehr ein. Wir machen uns Sorgen um ihr Herz. Also nehmen wir die große Flasche und halten ihr den Geldbeutel hin. Sie schüttelt den Kopf. Ich schüttele auch den Kopf. Ich tue, als würde ich Trauben pflücken, sie stampfen und zu Wein machen. Ehrliche Arbeit verdient ehrliche Bezahlung, will ich damit zum Ausdruck bringen. Die alte Dame nimmt meine Hände, zieht mich zu sich herunter und küsst meine Stirn. Dabei murmelt sie wahrscheinlich einen Segen. Mein Widerstand ist gebrochen. Sie bekommt eine Umarmung statt Geld und wir radeln klingelnd von dannen. Sie hat Tränen in den Augen. Wir werden noch Tage später von dem Wein trinken und auf die alte Dame mit den runzligen Händen anstoßen.

IN GRIECHENLAND

Wir fahren nur 30 Kilometer durch das schöne Griechenland. Bei unserem Tempo sind das ohne Pausen eineinhalb Stunden. Gerade lang genug, um einen Drink in einer Dorfbar zu nehmen und eine echte griechische Grillplatte mit einem Haufen Fleisch darauf zu verschlingen – zu verführerisch weht der Grillgeruch zu uns herüber. Als wir unser Tandem vor der Bar parken, werden wir von dem älteren, ausschließlich männlichen Publikum kritisch bäugt. Wir sagen »καλή μέρα« – »Kalimera« und eilen an die Bar – wir haben ganz schön Hunger. Nach kurzer Pantomime ist klar: Es gibt hier nichts zu essen. Also bestelle ich, was meine liebste griechische Freundin bestellen würde: einen Frappé. Ein

recht süßes Instantgetränk, das wohl an Eiskaffee erinnern soll. Wir liegen damit eindeutig im Trend und so langsam wagen sich die älteren Männer an uns heran. Einer wird vorgeschoben, denn er kann Deutsch.

»Wo geht's hin?«

»In die Türkei.« Wir haben es schon bis hierher geschafft und sind ein wenig stolz. Er beugt sich verschwörerisch zu uns herüber und lässt uns wissen, dass die Türken ein fürchterliches Volk seien. Seine schwarzen Augenbrauen sind dabei fest zusammengekniffen, der Ausdruck seiner dunklen Augen ernst. Wir grinsen ihn an und sagen, wir werden es herausfinden.

AN DER GRENZE VON GRIECHENLAND ZUR TÜRKEI

Vier Wochen, so schnell schafft man es also mit dem Rad von Deutschland bis in den äußersten Westen der Türkei. Als wir an der Grenze stehen, komme ich mir ein bisschen vor wie im CERN. Oder sonst einem Ort mit hochsensiblen Geheimnissen. Der Stacheldraht begrenzt die schmale Straße. Überall sind Schilder, die einem verbieten, Fotos zu machen oder anzuhalten. Als wir auf der anderen Seite ankommen, klopft man uns erst mal auf die Schulter. Gut, dass ihr da seid. Hier ist alles besser. Dabei sind wir nicht aus einem autoritären Spitzelstaat gekommen, in dem wir um unser Leben bangen mussten, sondern aus der Europäischen Union. Aus Griechenland. Die türkischen Beamten bitten uns freundlich, unsere Taschen zu öffnen, und wir erleben die erste ernsthafte Grenzkontrolle unserer Reise. Während ein Beamter unsere Taschen ein wenig lustlos inspiziert, geben wir einem anderen unsere Personalausweise. Kaum zu glauben, aber deutsche Staatsbürger dürfen hier mit Personalausweis einreisen. Ganz im Gegensatz zu den Türken, die ein Visum für

Deutschland benötigen. Der Beamte schaut sich die Ausweise an und gibt uns zu verstehen, dass wir kurz warten sollen. Wir treten ein Stück von dem Grenzhäuschen zurück und schauen nervös zu, wie der andere Beamte immer noch in unseren Taschen herumwühlt.

»Antonia!« Mein Kopf fährt herum, als ich meinen Namen höre. Ich kann aber nicht zuordnen, woher die Stimme kam. Am ehesten aus dem Grenzhäuschen, in dem sich noch der Beamte mit unseren Ausweisen befindet. Aber der blickt ungestört auf sein Pult. Ich beschliesse, mich verhöhrt zu haben, und entspanne mich wieder.

»Daniell!« Daniel und ich schauen nun beide zum Grenzhäuschen, dann er zu mir und zuckt die Schultern. Ich jedoch drehe meinen Kopf nicht ganz zurück, sondern linse aus dem Augenwinkel immer noch halb in Richtung Kabine.

»Antonia!« Ha, jetzt habe ich sie! Die Kollegin des Ausweisprüfers hat gerade ganz klar meinen Namen gerufen. Aber ohne aufzublicken.

»Kraass, die prüfen, ob wir auf unsere Namen reagieren.«

»Weil die denken, wir haben die Ausweise geklaut?«

»Möglich.« Ich fühle ein mir neues Gefühl. Zumindest an einer Grenze: Wut. Man unterstellt mir, dass ich etwas Unrechtes im Schilde führe. Mein Ego plustert sich auf. Hallo, was soll das? Dann sehe ich der Wahrheit ins Auge: Ich bin es einfach gewohnt, immer ganz problemlos durchzuflutschen. Ist das nicht so, fühle ich mich sofort ungerecht behandelt. Wie oft das wohl Menschen passiert, die keinen deutschen Pass haben?

Der Beamte im Kasten winkt uns nun zu sich und übergibt uns unsere Persos.

»Have a great journey.«

»Teşekkür.« – »Dankeschön.«

IN DER TÜRKEI

Ich schneide Tomaten. Wir sitzen auf einer Bank am Straßenrand in einem Dorf auf dem Land. Wir sind müde und dreckig und lassen uns unsere Vesper schmecken. Ich lecke meine Finger ab. Zwei alte Herren gehen vorbei. Der eine trägt ein Tweed-Jackett. Er bleibt stehen, hebt seine rechte Hand zu seinem Herzen und deutet eine kleine Verbeugung an, bei der er seinen Kopf elegant leicht schräg legt. Aus seinem Mund kommt ein leises, aber herzliches »Hoş geldiniz!« – »Seid willkommen.« Ich führe reflexartig ebenfalls meine rechte Hand ans Herz und bedanke mich: »Teşekkür«. Erst später lernen wir die richtige Antwort: »Hoş bulduk« – »Es freut mich, hier zu sein.« Ich bin tief gerührt von dieser Geste und muss seitdem jedesmal an diesen Herrn denken, wenn uns jemand auf diese Weise begrüßt.

* * *

Die Sonne glitzert auf dem Bosphorus, im Hintergrund ragen die filigranen Türme der Blauen Moschee in den wolkenlosen blauen Himmel über Istanbul. Ich lehne mich zurück und lasse meinen Blick über die Menge schweifen. Das hier könnte auch ein Biergarten sein. So viel Grün und umhereilende Kellner. Nur stecken die nicht in Lederhosen, sondern in schwarzen Hosen und weißen Hemden. Und sie servieren keine Maß, sondern schön geschwungene Teegläser mit heißem »Chai« – Schwarztee – darin. An den Tischen sitzen Hipster, türkische Großfamilien, verliebte Pärchen, elegante Ehepaare und genießen ihren Tee oder haben – wie wir – eine Auswahl an – wohlgemerkt, selbst mitgebrachten! – Leckereien vor sich. Ein perfekter Sonntagmorgen in Moda, dem alternativen Stadtviertel Istanbul. Unsere neu

gewonnenen Freunde Ibo, Türke, selbst begeisterter Radler, und Marion, Französin, haben uns hierhergebracht, zu einem ihrer Lieblingsplätze, nachdem wir eine Tour durch den Feinkostmarkt von Moda gemacht haben, wo wir uns unsere Schätze selbst ausgesucht haben.

Es geht hier etwas gesitteter zu als auf den Märkten, die wir bisher kennengelernt haben. Dort stapelten sich Granatäpfel, Orangen, Karotten und Tomaten zu kunstvollen Türmen auf. Das Fleisch lag offen auf der Theke und der süß säuerliche Geruch ließ mich die Luft anhalten. Es gab türkischen Frühstücksschafskäse direkt aus der Lake, Honig in der Wabe, Pyramiden aus Gewürzen, die die Verkäufer mit Schaufelchen umgraben. Knusprige Simits, eine Art Bagel mit Sesamsamen, getrocknete Tees und Kräuter von alten Frauen, die verrunzelt und eingefallen neben ihren wenigen, selbst hergestellten Produkten hockten und zu uns aufschauten. Hier in Moda gibt es für fast jedes Lebensmittel ein eigenes Geschäft und man darf alles nach Herzenslust probieren.

Ich erwache aus meinem Tagtraum aus Farben und Gerüchen, weil Ibo mir ein Stück Brot mit einer weißen Creme vor die Nase hält. »Damit schafft ihr jeden Berg!« Ich beiße herzhaft in das Brot. Der Belag ist milchig, frisch und fast ein bisschen süß.

»Das ist Kaymak.«

»Eigentlich nichts anderes als Schichtsaahne, man nimmt sie hier zum Kochen oder bestreicht eben Brot damit«, ergänzt Marion schulterzuckend.

Ich als Butterfetischistin und heimliche Sahnebecher-Ausleckerin bin begeistert – und das alles mit diesem Ausblick!



3 VOR DEM AUS

Ich versuche den Schmerz zu ignorieren. Meine Aufmerksamkeit auf den Punkt in mir zu konzentrieren, der diesen pochenden, schabenden Schmerz in meinen Knien ausblenden kann. Das hat die letzten Wochen ganz gut funktioniert. Nur wird der Schmerz immer schlimmer, meine Nerven immer dünner und ich merke, wie meine Lippen anfangen zu beben.

Eigentlich sollte ich diesen Teil der Radelei gerade genießen. Nachdem wir uns entschieden haben, den »Hell of a Highway«, die D100, DIE Straße, die die Osttürkei mit der Westtürkei verbindet, zu verlassen, um dem gefährlichen und hässlichen Verkehr zu entkommen, radeln wir nun durch welliges Hinterland. Mit nur einer Spur in jede Richtung, und so abgelegen, dass ohnehin fast nie ein Auto vorbeikommt. Die Landschaft ist herrlich. Sattes Grün umgibt uns und die Menschen in den Dörfern nicken uns freundlich zu, wenn wir vorbeigondeln. Aber dieser Schmerz krallt sich erbarmungslos in meine Knie, jedes Mal, wenn einer meiner Füße am höchsten Punkt der Umdrehung angekommen ist und ich Druck auf das Pedal ausübe, um die nächste Runde zu beginnen. Ich versuche auszurechnen, wie oft pro Minute ich diese Bewegung mache und ob es wohl eine Schmerzgrenze gibt, die sich in Schmerz pro Minute berechnet.

Wir haben gerade wieder eine kleine Anhöhe geschafft, und ich bitte Daniel, anzuhalten. Ich versuche so vorsichtig wie möglich auf dem rechten Fuß zu landen, aber es hilft nichts. Der Schmerz treibt mir die Tränen in die Augen und den Schweiß auf die Stirn. Ich muss all meine Willenskraft aufbieten, um den anderen Fuß aus der Fahrradschuhbindung zu klicken, und stehe dann für einen Moment um Fassung ringend mit dem Rücken zu Daniel. Er bemerkt sicher an meiner Körperhaltung und daran, dass ich immer öfter still bin, dass etwas nicht stimmt. Ich drehe mich schweigend um, ohne ihm in die Augen zu blicken, und halte den Lenker, sodass er das Tandem routiniert auf den Standständer hieven kann. Dann kommt er um das Rad herum und nimmt mich schweigend in den Arm. Ich bebe in seiner Umarmung und frage mit erstickter Stimme:

»Wie soll ich das aushalten? Wir sind erst sieben Wochen unterwegs und brauchen sicher noch viermal so lange, bis wir in Indonesien sind.«

Meine Knie waren schon immer Memmen. Seit mir mit 18 Jahren Arthrose in beiden Knien diagnostiziert wurde, mache ich regelmäßig meine Übungen. Wir haben sogar, weil ich ahnte, dass meine Knie zum Problem werden könnten, eine Veranstaltung des Allgemeinen Deutschen Fahrrad-Clubs besucht, bei der ein radbegeisterter Arzt alle Räder individuell auf ihre Besitzer und Besitzerinnen eingestellt hat. Mit all diesen Maßnahmen haben wir es bis in die Türkei geschafft. Ein bisschen mehr als 3000 Kilometer weit. Immerhin. Und jetzt kist es vorbei. Wir müssen aufgeben.

Ich bereue jetzt den Moment in Bulgarien vor ungefähr drei Wochen, als ich in einer Hauruckaktion Daniel gebeten hatte, meinen Sattel nach unten zu stellen, weil ich in dieser Position nicht mehr sitzen konnte. Wir waren den ganzen Tag auf ebenen Straßen